

STELL DIR VOR

Sanela TADIĆ  Kurzgeschichte • im 2020

Ich muss Dir etwas erzählen. Ob es mir gelingt, weiss ich nicht. Du weisst doch, dass es nicht immer gelingt. Manchmal, wenn man etwas wiedererzählt, klingt es nicht so gut, wie es tatsächlich war, und manchmal klingt es sogar viel besser, weil man es sich viel besser vorstellen will. Na, jedenfalls ... was ich jetzt erzählen werde, hat mich so erschüttert – auf eine schlechte, aber auch auf eine gute Art –, dass ich es jemandem erzählen muss. Ungefragt. Aufdringlich. Vielleicht weil meine Stimme es hinaustragen muss. Raus aus mir. Da ist aber sicher auch ein anderer Grund: weil ich es nicht für mich behalten darf, dass auch andere davon erfahren müssen.

Ich bin seit einigen Wochen krank. Noch nie zuvor war ich so viel zuhause. Wer lange krank ist, fühlt sich nicht nur krank und schwach, sondern nutzlos, auch wenn es weiss Gott noch andere wichtige Dinge neben der Arbeit gäbe. Irgendwann hatte man uns das wohl so eingepflanzt. Diesen Samen, der bei Untätigkeit sofort aufgeht, ein Schuldgefühl in alle Richtungen wachsen, es spriessen lässt, bis es alles um uns herum durchwuchert, damit wir Schwächelnden bloss nicht übersehen, wie lange wir schon nutzlos sind. Wie könnte ich auch die vorwurfsvollen, ungläubigen Blicke von Besuchern übersehen, die ins Gewissen zielenden Untertöne von Anrufern, die sich alle Sorgen um mich machen. *Ein Burnout. Eine Depression. Das ist eigentlich gar keine richtige Krankheit, die man sehen kann, keine richtigen Schmerzen, eher eine Charakterschwäche. Wir sind doch alle mal müde und traurig.* Das hat zwar niemand gesagt, aber ich höre es ständig, wenn sie mit mir sprechen. (Ist es denkbar, dass jemand nach Jahrzehnten des Ameisenfleisses, des Soldatengehorsams plötzlich faul und teilnahmslos wird? Könnte es nicht sein, dass einfach der unbewusste Zeitpunkt gekommen ist, für andere, wichtigere Dinge fleissig und anteilnehmend zu werden?) Es würde mich nicht wundern, wenn es eine grosse Dunkelziffer von akuten Notfällen gäbe, die alle auf diese *Charakterschwäche* zurückzuführen sind. Kranke, die ihre Krankheit sichtbar machen wollen, dass jeder sie bluten

sieht, wenn sie nur ihr Auto gegen einen Baum fahren oder ganz unglücklich ausrutschen, in eine Tiefe fallen, wo sie unübersehbar verletzt liegen bleiben. Und selbst dann würde dieser Samen wieder aufgehen und die grosse Schuld der Untätigen wachsen lassen.

Davon will ich jetzt aber gar nicht erzählen. Ich musste es nur erwähnen, damit Du alles andere noch besser verstehst. Denn genau darum geht es. Um das Unsichtbare, das wir alle auf irgendeine Weise sichtbar machen wollen. Verzweifelt und ungemein kreativ. Wie diese Kranken, die ganz zufällig verunfallen, habe vielleicht auch ich den misslungenen Versuch gemacht, mit Burnout und Depressionen auf etwas in mir aufmerksam zu machen, das niemand freiwillig sehen will. Nicht einmal ich.

Was ich erzählen will, ist die Gute Nacht-Geschichte meines Sohnes. Nicht ich habe sie ihm erzählt, sondern er mir, weil ich zu müde und zu traurig war.

„Erzähl *Du* mir doch mal eine Geschichte“, sagte ich. Mehr so zum Spass und um ihn zu beschäftigen. Mein Mann war schon schlafen gegangen. Ich lag auf dem Sofa. Mein Sohn sass mir gegenüber in unserem grossen Sessel, in dem er so sehr einsank, dass seine kleinen Füsse mir ständig zu winken schienen. Es sah herzerwärmend süss aus. Ein Glastisch stand zwischen uns. Er blieb länger auf als sonst, um mit mir meine untätige Zeit zu verbringen, die ich in gesundem Zustand kaum hatte. Es musste ihm doch langweilig sein, dachte ich. Mit mir, die ich nichts anderes wollte, als nichts zu tun, nichts zu müssen und nichts mehr zu wissen, nachdem ich so lange alles von mir geben wollte – und noch mehr.

Jetzt, wo ich Zeit hatte und zuhause war, fehlten mir die Kraft und die Energie, um ganz für ihn da zu sein. So ging es meinem Mann und mir auch, wenn wir Urlaub hatten. Es war dann so, als hätte eine höhere Gewalt alle unsere gewohnten Funktionen ausgeschaltet, auf Pause gesetzt und gesagt: *So, jetzt lebt, bis der Start-Knopf wieder gedrückt wird!* Wir gaben uns jedes Mal grosse Mühe, uns auf die Pause einzustellen, auf den *Urlaub: Leben*. Entweder wir brauchten dann derart viel Erholung, dass wir uns zu nichts anderem mehr in der Lage fühlten, oder wir brauchten rastlose Aktivität, die dauernde Ablenkung von dem, was nach dem Urlaub wieder auf uns zukommt. Meistens aber konnten wir den Beruf im Kopf gar nicht erst lange ausknipsen. Wir waren innerlich nie wirklich untätig, nie entspannt und spontan. Stattdessen knipsten wir unser Kind im Kopf aus. Wir nahmen ihn nicht mehr wahr. Ich meine ihn ganz persönlich. Und wir knipsten einander aus, weil wir uns nicht mehr gewohnt waren, so viel Zeit miteinander zu verbringen, ohne einen Termin in Aussicht zu haben. Ungewohnt viele Stunden auf einmal sollten wir ganz privat miteinander sein und diese gemeinsame private

Sprache sprechen. Wie alle Menschen, die sich besonders nahestehen. Um das zu umgehen, tranken wir manchmal viel, um nicht zu streiten – oder um zu streiten.

Wir haben aber das grosse Glück, dass unser Junge ein sehr ruhiges, ein sehr selbständiges Kind ist, das schon früh alles allein machen konnte, immer mit etwas beschäftigt ist oder stundenlang einfach nur dazitzen kann, ohne sich zu rühren, dem allein nie langweilig zu sein scheint. Mit anderen Kindern aber schon. Er ist lieber mit Erwachsenen, obwohl er weiss, dass sie wenig Zeit für ihn haben. Nicht einmal aus Smartphones macht er sich wirklich was. Ich glaube fast schon, da ist ein Smartphone in seinem Kopf, eine ganz eigene Welt. Wenn ich es mir recht überlege, ist das vielleicht gar nicht unser grosses Glück, sondern Unglück, dass unser Sohn es uns so leicht gemacht hat, ihn zu übersehen. Die Gute Nacht-Geschichte, die wir ihm abends bieten, natürlich aus Kinderbüchern abgekupfert und teilweise nach Lust und Laune verändert, ist für ihn das Highlight eines jeden Tages. (Es gibt Leute, die sagen, dass er zu alt für Gute-Nacht-Geschichte sei. Was aber interessieren mich die Leute! Es reicht doch schon, dass ich mehr Zeit meines Lebens mit fremden Leuten verbringen muss als mit meiner eigenen Familie.) Nie hätte ich gedacht, dass mein Sohn es eines Abends sein würde, der mir eine Geschichte erzählt. Eine, die nirgendwo schon geschrieben steht.

Mein Junge zierte sich anfangs noch ziemlich. Das hatte er nicht erwartet. Normalerweise sind es ja die Eltern, die ihren Kindern Geschichten erzählen, um sie zu unterhalten, sie aufzuheitern, sie zum Nachdenken zu bringen oder in Staunen zu versetzen, bis sie unter dem geliebten Klang unserer Stimmen zufrieden einschlafen. Normalerweise. Aber bei wem ist denn bitte immer alles normal? Nur das, was uns Menschen freiwillig aus ihrem Leben erzählen oder zeigen. Das Gewöhnliche, was eben so üblich ist. Meistens sind das Geschichten, die uns zu Tode langweilen, für die wir alle schon zu alt sind. Die interessanten suchen wir dann lieber in Büchern und Filmen, als gäbe es sie im Leben nicht.

„Nein! Ich kann das nicht. Da schäm‘ ich mich!“ wiederholte mein Sohn. Immer und immer wieder. Er drückte dabei beide Hände aufs Gesicht.

„Ich bin es doch nur!“ sagte ich. „Vor mir brauchst Du Dich doch nicht zu schämen. Denk Dir was aus! Ich lache bestimmt nicht. Du machst das bestimmt prima und ich kann wunderbar einschlafen.“

Ich schloss dabei die Augen und spielte ihm die Schläfrige vor, damit er sich etwas sicherer fühlte. Plötzlich aber war ich nicht mehr müde und vergass, dass ich traurig bin. Es amüsierte mich ein bisschen, wie er nun angestrengt überlegte, was er mir erzählen sollte, doch ich war auch ehrlich gespannt darauf, seine ruhige Stimme zu hören und seine allererste Geschichte,

die ganz spontan aus ihm herauskommen würde. Ich wünschte mir jetzt nicht mehr, dass ich schnell einschlafen konnte, um nichts mehr zu wissen. Endlich war da wieder etwas, das mich wirklich interessierte.

„Warte, ich mache das Licht aus.“ sagte er und stieg aus dem Sessel. Ich hörte, wie er den Schalter drückte und sich vorsichtig zurücktastete.

„Wenn es ganz dunkel ist, geht es besser!“ erklärte er und nahm wieder seinen Platz ein.

„Warum ist das besser?“

„Ich sehe dann nicht, ob Du schief kuckst oder böse bist.“

„Aha! Ich verstehe. Böse werde ich sicher nicht sein.“

Ich amüsierte mich immer mehr und war selbst schon ganz aufgeregt. Zu gern wollte ich ihm in sein kleines Gesicht schauen, wenn er seinen grossen Auftritt hatte. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihn mir vorzustellen, wie der kleine Mann da gerade in dem grossen Sessel sitzt, die kleinen Hände auf die Lehnen legt, nervös mit den kleinen Füßen zappelnd.

Für eine Weile hörte ich nur sein Zappeln und den schweren Atem des Lampenfiebers. Ich sagte kein Wort, um ihn nicht zu drängen. Der finstere Raum verlieh dem Ganzen eine gewisse Hochspannung, wie ich sie nicht erwartet hatte. Als wäre da nicht mehr mein kleiner Sohn, der mir bloss eine Gute-Nacht-Geschichte erzählen sollte. Die Augen hatten sich schon langsam an die Dunkelheit gewöhnt. Wir konnten beide mehr als nur die Schatten des anderen sehen, doch blieb alles nur geheimnisvoll angedeutet. Natürlich wussten wir, dass *wir* es sind, keine Fantasiewesen, und dass es immer noch dasselbe Wohnzimmer ist, in dem wir waren. Dennoch war ein neuer Raum entstanden, parallel zum gewohnten. In diesem Raum befanden wir uns jenseits von Fantasie und Wirklichkeit, jenseits von Kindern und Erwachsenen. Selbst die Zeit existierte nicht mehr. So fühlte es sich an. Ich bin sicher, dass diese neue Situation auch meinen Sohn verändert hat. Es mag absurd klingen, aber ich hätte zu diesem Zeitpunkt nicht gewagt aufzustehen und das Licht einzuschalten, um nicht etwas Heiliges kaputt zu machen. Ich habe es nicht mal mehr gewagt, auch nur einen Ton von mir zu geben.

„Stell Dir vor, Mama ...“ begann er und holte nochmal tief Luft. Ich glaube, ich habe von da an gar nicht mehr geatmet.

„Stell Dir vor ...“ begann er wieder. Er atmete so schnell, dass ich für Momente glaubte, sein Herz könnte zerspringen. Ich muss es nun mit meinen eigenen Worten erzählen, wie ich es sinngemäss verstanden habe. Kindern fehlen ja noch die richtigen Worte für das, was

sie verstehen. (Bei uns Erwachsenen ist es ja oft umgekehrt.) Beim dritten Anlauf dann hörte er nicht mehr auf zu reden:

Stell Dir vor, wie es wäre, wenn alle Menschen nicht nur das sehen, was da ist, sondern auch das, was da sein *könnte*! Es gibt einen Jungen, der genau das kann, und von ihm will ich Dir erzählen. Es ist eine schöne, aber auch traurige Geschichte, weil der Junge das Schöne sehen kann, während er viel Trauriges erlebt.

Der Name des Jungen ist Leon. Er hat keine Geschwister und vermisst sie auch nicht. Seine Eltern erzählten ihm, dass er als Kleinkind ein paar Mal fast gestorben wäre, sie grosse Ängste um ihn ausgestanden hatten und sehr dankbar für ihn waren. Leon sei besonders stark gewesen – oder seine Schutzengel waren es, dass ihm die Gefahren nichts anhaben konnten. Daran glaubten sie, als sie es ihm erzählten, und dass auch er daran glauben sollte. Sie erzählten ihm auch, dass sein Name *Löwe* bedeutet und sogar im Wappen ihrer Kleinstadt abgezeichnet ist. Der Löwe sei das stärkste Tier, auch das glauben sie heute noch, und es sei kein Zufall, dass es überall auf der Welt als Symbol für Stärke gilt. Daran solle er sich immer erinnern, weil nur die Starken ihr Glück im Leben finden.

Leon aber glaubt nicht mehr daran. Seine Eltern scheinen sehr stark zu sein, weil sie den ganzen Tag, ja selbst abends noch, viel Schweres zu schleppen scheinen. Er stellt sich seine Eltern immer mit überladenen Mehlsäcken vor, in denen statt Mehl wichtige Sachen drin stecken, die Erwachsene die ganze Zeit tragen müssen. Natürlich schleppen sie nicht ständig irgendwelche Säcke mit sich rum, doch in Leons Augen sieht es so aus, wenn er an seine starken Eltern denkt. Trotzdem sind sie nicht glücklich. Die Erwachsenen haben wenig Zeit, um glücklich zu sein. Sie sind oft erschöpft, besorgt oder wütend wegen irgendwas. Sie reden viel, aber sie sagen irgendwie immer dasselbe. Dabei sehen sie so aus, als würden sie gleichzeitig reden und etwas verschweigen. Wenn es still unter Erwachsenen ist, wird die Luft immer ganz stickig, ganz dick, dass man am liebsten nach draussen gehen möchte, um mal tief Luft zu holen. Gute Luft. Komisch ist das, sehr schwer zu erklären. Die Erwachsenen mögen die Stille nicht. Leon schon, aber nur wenn er allein und die Luft rein ist.

Nein, Leon glaubt nicht länger daran, dass nur die Starken glücklich werden können. Er glaubt vielmehr, dass die Erwachsenen so unglücklich, unter Zeitdruck und in ständiger Sorge sind, weil sie eben immer stark sein müssen. Stärke macht müde und macht einem jeden Tag

Angst, morgen vielleicht schon nicht mehr stark sein zu können. Das Glück, denkt Leon, ist es doch, das Kraft gibt, das die Luft sauber macht, auch wenn es still und niemand da ist.

Glück hat Leon in etwas gefunden, das Erwachsene doof finden. In der Fantasie. Nutzlos sei sie, sagen die Grossen und Starken. Manchmal aber erwischt er seine Eltern, wie sie sich einen Film ansehen, der ja aus der Fantasie entsprungen ist. Sie wirken dann ganz so, als würden sie sich für zwei Stunden mal erlauben, nicht mehr stark zu sein. Mit ergriffenen Gesichtern sitzen sie dann vor dem Fernseher. Sie lachen, staunen, werden nachdenklich oder weinen über die Geschichten, die sie in diesem Kasten ganz nah vor sich erleben. Genau genommen sieht es im Fernseher nicht anders aus als in der Wirklichkeit, nur ist alles bloss gespielt. Erfunden. Von jemandem ausgedacht. Mit viel Fantasie, die aber der Wahrheit sehr nahekommt. Nie sieht er seine Eltern mit einem Buch. Fürs Lesen fehlt ihnen die Zeit. Wenn sie nicht dauernd auf die Uhr schauen müssten, würden sie auch von Büchern ergriffen werden. Lesend und blättern würden sie lachen, staunen, nachdenken und weinen. Noch mehr, als wenn sie sich vor den Fernseher setzen, weil Bücher uns zeigen, dass wir uns selbst viel vorstellen können. Was meine Eltern aber oft machen, ist der Musik zu lauschen. Wann immer sie können. Auch nebenbei, wenn sie andere Dinge tun, weil ja die Zeit läuft, nie stehen bleibt. Sie würden es nicht zugeben, aber die Musik, die sich auch jemand ausgedacht hat, brauchen sie ganz besonders. Alle Erwachsenen. Leon glaubt, dass sie in der Musik alles hören, was sie nie sagen oder zeigen würden. Alle diese Dinge, die jede Stille für sie so unerträglich und die Luft so schlecht macht. Es ist also nur natürlich, dass Leon einzig in der Fantasie sein Glück gefunden hat, in der das Unsichtbare sichtbar wird, Uhren keine Zeiger haben und das Unmögliche möglich wäre.

Fantasie macht auch Erwachsene glücklich. Sie lässt sie Vieles fühlen und verstehen. Dennoch soll sie nutzlos und in einem *Löwenleben* lächerlich sein. Leons Eltern lachen sich manchmal sogar gegenseitig aus und schütteln ihre Köpfe, wenn sie gerührt und unter Tränen den Fernseher ausschalten.

„Was heulen wir hier rum? Das ist doch nur ein Film. Gehen wir lieber schlafen. Morgen ist wieder ein harter Tag.“ Sowas sagen sie dann. „Genug jetzt! Die Pflicht ruft!“ Auch das sagen sie.

Zur Musik, die sie so sehr lieben. Sie fassen sich dabei an die Brust oder reiben sich mit den Handflächen das Gesicht, wie um zu zeigen, dass alles, was unter ihrer Haut passiert, auch gefälligst dort bleiben soll. Warum passiert da so viel, und warum darf es niemand sehen? Nicht mal sie selbst? Leon liebt es, wenn er seinen Eltern ansieht, was unter ihrer Haut passiert. Sie

sehen dann besonders schön und glücklich aus, selbst wenn sie weinen. Er möchte sie dann am liebsten umarmen und ganz lange nicht mehr loslassen, aber er tut es nicht, weil er weiss, dass die Zeit für dieses Glück immer schnell abläuft. Irgendwie spürt er auch, dass es sich für Löwen nicht gehört, glücklich auszusehen. Löwen müssen immer kämpfen, eine starke Haltung bewahren. So versteht er es. Wenn er Erwachsenen darüber Fragen stellt, kriegt er keine Antwort oder sie sagen, dass er warten soll, bis er erwachsen ist. Leon denkt dann: Wenn ich so lange warte, werde ich gar nichts mehr verstehen.

Was er auch nicht versteht: Die Erwachsenen zeigen so viel Gefühl, wenn sie Filme sehen, ein Buch lesen oder Musik hören. (Das tun sie auch, wenn sie aus diesen Flaschen trinken, die Leon nicht anrühren darf.) Das Herz in ihnen wird dann so gross und sichtbar, dass sie fast schon wie Kinder wirken. Sie strahlen vor Freude, wenn es in Filmen, Büchern und Liedern um das Glück im Leben geht, oder sie werden richtig wütend über jedes Unrecht, tieftraurig über jedes Leid, das auf der ganzen Welt geschieht, dass sie am liebsten hineinspringen würden, in den Fernseher, in die Buchseite oder ins Lied, um ihr volles Herz auszuschütten und einzusetzen. Für die Schwachen, die nicht mehr stark sein können. Das würden sie auf der Stelle tun! Doch jeder Film hat einen Abspann, jedes Buch ihre letzte Seite, jedes Lied seinen letzten Ton. Und ihre Herzen schrumpfen wieder ein, verschwinden in einen unsichtbaren Unterschlupf, irgendwo unter der Haut, wo sie möglichst klein gehalten werden, als würden sie sich schämen und müssten sich schützen, vor ... vor was nur? Vielleicht vor der Welt der Löwen.

Leon will kein Löwe mit eingeschrumpftem Herzen sein. Noch nie hat er dieses Tier leibhaftig vor sich gesehen, und doch weiss er, dass es ungerecht ist, den Löwen als Symbol für die Erwachsenenwelt zu benutzen. Menschen mögen Symbole. Vor einem echten Löwen würden sie davonlaufen oder auf ihn schiessen. Weil sie sich nicht vorstellen könnten, dass ein Löwe ein Herz für sie hat. Leon würde ihn so gern streicheln wollen und vielleicht von ihm gefressen werden. Weil der Löwe sich nicht hätte vorstellen können, dass der kleine Leon ein Herz für ihn hatte. Und so weiter... Er bekommt immer wieder dieselbe Antwort auf die Frage nach dem Glück. Es hängt alles davon ab, wie gut er sich etwas vorstellen kann. Wenn Leon nur fleissig genug in seiner Fantasie ist, wird er sein Glück finden.

Das ist aber gar nicht immer so einfach, hat er gemerkt. Zu sehen, was die Augen nicht sehen können. Kein Wunder, tun sich seine Eltern, alle Erwachsenen, mit der Fantasie so schwer. Den ganzen Tag über wird auch Leon davon abgehalten. Abgelenkt. In der Schule. Von Lehrern. Von Mitschülern. Von Erwachsenen. Von den Eltern. Er ist ständig ... wie heisst

dieses Wort dafür? Ach ja, genau: BEEINFLUSST! Er ist ständig beeinflusst von allem, dass ihm wenig Zeit für die Fantasie bleibt. Dafür braucht er einen löwenstarken Willen! Denn auch er kommt sich vor, als würde er schwere Mehlsäcke mit sich schleppen, obwohl er nicht wie seine Eltern arbeiten gehen muss. Er ist immer auf der Suche nach einer Zeit und einem Ort, wo er seine Last absetzen kann, um sich in die Fantasie zurückzuziehen. Mit dem seltsamen Gefühl, dass er sich beeilen muss, als würde er in seinem Leben stündlich altern, aber weder bei den Kindern noch bei den Erwachsenen seinen Platz finden. Zu erwachsen, um mit Kindern zu spielen und noch Kind, um schon mit Erwachsenen zu reden. Das Schicksal hat ihn damit einsam gemacht. Keiner weiss warum und keiner kann was dafür. Er ist gern allein, aber nicht gern einsam. Einsam ist er mit anderen. Komisch ist das. Wird er dann als Erwachsener zu alt für die Erwachsenen und zu jung für die Alten sein? Hm ... richtig verzwickt. Das muss man sich mal gut vorstellen, um es zu verstehen.

Leon will damit anfangen, seine Fantasie mit der neuen Nanny zu üben. Sie ist seine erste Nanny. Nicht dass er jemanden bräuchte, der ihn versorgt. Das kann er schon ganz gut allein. Diese junge Nanny ist jetzt da, damit er nicht einsam ist. Sie scheint sich wie er gern was vorzustellen, aber ihre Fantasie macht irgendwie nicht glücklich. Wenn seine Eltern spätabends nach Hause kommen, ist sie lieb mit ihm. Am Nachmittag aber, wenn er aus der Schule kommt, ist sie ganz anders. Sie stellt sich dann gern vor, dass sie seine Mama wäre. Eine sehr strenge Mama, die sehr gern befiehlt. Vielleicht wurde dieser Nanny früher viel befohlen und sie hat es sich gewünscht, selbst mal Befehle zu geben. Es scheint sie alles zu stören in der Wohnung, obwohl sie nicht viel zu tun hat. Leon macht ja alles schon selbst. Das gefällt ihr nicht. Dass alles schon irgendwie fertig ist. Eine Mama ist da. Ein Papa. Ein Kind. Ein Zuhause. Und sie ein vorübergehender Gast, der hier nichts zu melden hat, der sich was dazu verdient, wenn er einem Kind Gesellschaft leistet, das nicht seins ist. So hat man es ihr befohlen, denkt die Nanny, die bestimmt sehr gern ein echter Löwe wäre.

Wenn aber niemand sonst da ist, ausser ihr und dem Jungen, kann sie es sich ja vorstellen, dass sie hier das Sagen hat. Und so benimmt sie sich auch. Als wäre alles falsch an diesem Kind und sie wird es richten. Da Leon aber ruhig ist und nichts anstellt, ist es schwierig für sie. Also redet sie. Sie redet viel. So viel, dass der Junge ihr Antworten geben muss. Antworten, die ihr nicht gefallen. Zu ihrem Glück. Sie kann damit anfangen, ihn schief anzukucken, ja richtig böse zu werden und laut zu brüllen. Wie die überaus strenge Mama, die sie sich vorstellt zu sein.

Leon stellt sich ein paar Wochen lang vor, wie schön es wäre, allein auf seine Eltern zu warten. Er kann ihnen nicht sagen, dass die Nanny ihm Angst macht. Löwen haben keine Angst.

An einem Abend dann sitzt er wieder mit seiner Nanny im Wohnzimmer auf dem Sofa. Er hört ihr viel zu. Heimlich schaut er auf die Uhr. Es ist noch zu früh. Es dauert noch, bis seine Eltern heimkommen. Die Nanny mag es nicht, wenn er in seinem Zimmer ist. Das sei nicht normal und sie redet gern. Die Luft ist schon ganz stickig. Als sie für eine Weile in der Küche verschwindet und mit einem Sandwich zurückkommt, nimmt er seinen ganzen Mut zusammen und versucht sein Glück. Mit Fantasie:

„Und ich stelle mir vor ...“ sagt er laut, aber mit geschlossenen Augen, „... dass Du ein Herz für mich hast und ich für Dich, dass wir es schön miteinander haben, reden ohne zu streiten, dass auch Du mir zuhörst und wir vielleicht auch zusammen lachen.“

Die Nanny starrt ihn an und hat den Teller mit dem Sandwich noch gar nicht auf den Tisch gestellt. Leon sitzt kerzengerade auf dem Sofa, die Hände hat er in den Schoß gelegt. Seine Füße erreichen gerademal den Rand der Sitzfläche. Noch immer sind seine Augen zu.

„Wie redest Du mit mir? Bist Du nicht ganz richtig im Kopf?“ Sie lässt den Teller auf den Tisch knallen. Leon reißt die Augen auf.

„Aufessen und bettfertig machen! Hopp!“ brüllt sie. „Ich will Dich nicht mehr sehen. Deinen Eltern werde ich schon sagen, wie Du mit mir redest.“

Er zieht seine Knie ans Kinn und umfasst seine Beine. Als würde er sich selbst umarmen.

„Ich kann jetzt nicht essen und Schlafenszeit ist auch nicht.“ sagt er und versucht stark zu wirken.

„Du tust, was ich Dir sage!“ brüllt sie wieder. Ihre Hände hat sie jetzt fest gegen ihre Hüften gestemmt.

„Nein, ich esse das nicht. Du schreist und die Luft ist schlecht.“ antwortet er. Enttäuscht von seiner Fantasie, die nicht wirkt. Die Fantasie der Nanny ist viel stärker als seine. Sehr viel stärker. Sie sieht jetzt aus wie der Löwe, der ihn gleich auffressen wird, der sich nichts anderes, nichts Schöneres vorstellen kann als das Jagen und Fressen.

Sie greift sich das Sandwich, als wäre es ein Stein, mit dem sie nach dem Jungen werfen will. Blitzartig springt er vom Sofa. Er vergisst zu atmen, läuft um den Tisch herum, weiss nicht wohin. Sie folgt ihm mit schnellen Schritten. Mit ihrer freien Hand ergreift sie seinen Arm. Er will sich losreißen, aber ihr Gebrüll blockiert ihn. Plötzlich steht er mit dem Rücken zur Wand, an die sie ihn drückt. Ihr Gesicht ist jetzt ganz nahe an seinem, dass er sich komisch schmutzig fühlt. Ein Ekel befällt ihn, den er bisher nie gefühlt hat. Sie versucht, das eingequetschte Sandwich in ihrer Hand in seinen Mund zu führen. Er dreht den Kopf heftig nach allen Seiten und presst seine Lippen so fest zusammen, dass sie unsichtbar werden.

„Los, mach den Mund auf! Friss das! Friss, hab ich gesagt!“ Sie drückt das Brot gegen sein Gesicht, auf dem sich die Krümel unangenehm verteilen und rund um seinen Mund kleben bleiben. Er fuchelt mit den Armen, um sie wegzustossen, aber sie ist stärker. Er kommt nicht von der Wand weg, nicht weg von ihr. Vielleicht glaubt er auch, dass sie stärker ist, weil sie so laut brüllt. Die Tränen kommen ihm, weil er das Gefühl hat, nicht mehr atmen zu können und den Mund öffnen muss.

„Nein! Lass mich los! Geh weg!“ Kurz nur kann er nach Luft schnappen, bevor sie wieder versucht, ihm das zermatschte Brot in den Mund zu würgen. Da öffnet sich die Wohnungstür, aber sie kriegen es nicht mit. Zu laut ist dieser Zweikampf. Bis seine Mama im Zimmer steht. Seine richtige Mama. Viel früher als sonst. Noch im Mantel und Schuhen. Mit ihrer Tasche in der Hand. Und mit offenem Mund.

Die Nanny zuckt zusammen, lässt endlich ab von ihm und fängt zu heulen an.

„Ich bin nicht schuld!“ ist das erste, was sie sagt. Leon schämt sich ganz furchtbar.

„Es tut mir leid, dass ich so schwach bin“, ist das erste, was er denkt, aber nicht sagt.

„Für sowas hab ich einfach keine Nerven“, stammelt die Nanny und legt das Brot endlich auf den Teller zurück. Um Leons Mund herum glänzt Margarine, auf der die Brotkrümel haften geblieben sind. Schnell reibt er sie mit den Händen weg. Verstoßen wischt er auch die Tränen aus dem Gesicht. Seine Mama hat noch kein Wort gesagt.

Langsam und ganz ruhig stellt sie ihre Tasche aufs Sofa. Und doch hört Leon ein Brüllen. Er kann es sich vorstellen. Entsetzlich laut. Noch bevor es passiert. Die Nanny hört es nicht. Sie weint und redet auf seine Mama ein. Ganz lieb sogar, dass man ein Herz für sie haben muss. Seine Mama hört ihr zu, während sie Leon an der Hand nimmt und ihn von der Wand wegführt, damit er sich hinter sie stellt. Und da ist es passiert: Ein Gebrüll wie von einer ganzen Löwenherde, die reingekracht ist ins Zimmer, das auf einmal viel kleiner und richtig eng geworden ist.

Die Nanny versucht immer wieder was über ihre schwachen Nerven zu sagen, als die Hand seiner Mutter in ihr Gesicht knallt. Leon hat gar nicht gewusst, dass es auf der Haut, unter der so viel passiert, so laut knallen kann. Die Nanny auch nicht. Sie ist richtig erschrocken und still geworden. So ein Knall ins Gesicht scheint die Nerven zu beruhigen. Mit sofortiger Wirkung.

Sein Papa ist jetzt auch nach Hause gekommen. Er befiehlt der Nanny sauber zu machen, zu gehen und nie wieder zu kommen. Seine Eltern, denen so wenig Zeit für ihn bleibt, haben wirklich ein grosses Herz für ihn, denkt er, und dass seine Fantasie wie der Knall ins Gesicht doch auch seine Wirkung hatte. Wenn er sich was Schönes ausdenkt – es laut ausdenkt – kann er die Wahrheit sagen. Ja, genau das ist passiert, weil jemand wie die Nanny dann zeigen

musste, was wahr ist. Wie in einem dieser berührenden Filme, bei denen man nicht mehr nur zuschauen will – und in den seine Eltern auf der Stelle reingesprungen sind.

Es ist Morgen und Leon ist wieder auf dem Weg in die Schule. Sie ist nicht weit weg. Er kann zu Fuss gehen und in seinem Kopf schöne Filme schauen. Er stellt sich vor, wie seine Mitschüler nach und nach seinen Schulweg kreuzen und ihn begleiten. Sie fragen einander, was es Neues gibt. Leon erzählt von der bösen Nanny, vor der ihn seine Eltern gerettet haben. Die Mitschüler sind ganz betroffen. Warum hat er sie nicht gerufen? Sie hätten sie alle gemeinsam mit Gemüse beworfen. Mit Essen, das ihnen sowieso nicht schmeckt und es trotzdem essen müssen. Sie stellen es sich alle vor und kichern. Einer der Mitschüler legt seinen Arm auf Leons Schulter und zwinkert ihm zu. „Falls Du wiedermal mit einem Sandwich bedroht wirst, wir sind für Dich da!“ sagt er heroisch. Vor der Schule klatschen sie sich ab und gehen ins Klassenzimmer. Voller Vorfreude auf den Unterricht ... Dann bricht Leons Film ab. Er liegt rücklings auf dem Trottoir. Der grösste und stärkste Schüler hat an den Klettverschlüssen seines Rucksacks gezogen, bis Leon von der Schwerkraft niedergestreckt wurde. Er war so vertieft in sein Kopfkino, dass er nicht bemerkt hat, dass seine Mitschüler sich an ihn ran geschlichen haben.

„Der Loser checkt ja gar nix!“ ruft der Grosse und Starke. Alle lachen. Wie einstudiert. Einer sagt oder tut was – und die anderen lachen sofort. Leon kennt das Spiel und steht auf. Dank der vielen Schulsachen, mit denen sein Rucksack immer gefüllt ist, hat er eine sichere Landung gehabt. Er geht weiter, während seine Mitschüler um ihn herumtänzeln, laut lachen und seinen Gang imitieren, mit bemüht peinlicher Übertreibung. Leon fixiert den nächsten Fussgängerstreifen und rechnet sich aus, dass sie bis dorthin von ihm ablassen werden. Sie müssen ja auch über die Strasse, wieder ernst werden, auf die Autos achten und in die Schule. Ab da wird es ihnen verleiden, langweilig werden. Ganz sicher.

Seine Rechnung geht auf. Aber das ist erst der Schulweg. Er muss ja noch bei der Schule ankommen, hineingehen, in den Unterricht, in den Pausen auf den Schulhof und am Nachmittag wieder den Weg nach Hause gehen. Immerzu als wandelnde, leicht zu treffende Zielscheibe. Seine Mitschüler lieben es, ihn sich ducken, ihn fallen und sich winden zu sehen. Mal wird er geschubst. Mal geschlagen. Mal ausgelacht. Mal beschimpft und angebrüllt. Mal mit irgendwas beworfen oder im besten Fall ignoriert. Jeder seiner Schultage hat mit bösen Nannys zu tun, und mit Lehrern, die nur zusehen und keine Zeit haben, um für ihn einzuspringen.

Seinen Eltern erzählt er nichts davon. Sie müssen ja so viel rumschleppen den ganzen Tag und sind abends müde. Er muss nur gute Noten bekommen und sie sollen denken, dass er in der

Schule ein Löwe ist. Das ist aber verdammt schwer. Gute Noten bekommen, wo man sich gar nicht wohlfühlt, aber jeden Tag hin muss, ständig Angst hat und nichts so ist, wie man es sich vorstellt. Ist das bei Erwachsenen auch so? Bei seinen Eltern? Puuh ... ob Leon so stark ist, dass für immer auszuhalten? Sich für immer das Beste vorzustellen, das Beste zu geben, wenn es schlecht ist? Er muss es schaffen, denkt er. Jeden Tag üben, bis er das Schlechte gar nicht mehr mitkriegt. Wie gerade eben. Hinzufallen, während er innerlich geflogen ist, und seine gemeinen Mitschüler es waren, die für ihn die Wahrheit sagten. Etwas, für das ihnen die Vorstellungskraft fehlt.

Als die Schule endlich fertig ist und er nach Hause gehen kann, beeilt er sich. Er muss immer schneller und schlauer als die anderen sein, um ihnen zu entkommen. Diesmal geht er einen anderen Weg. Einen Umweg, der zur Kirche führt, in die sie mal einen Schulausflug gemacht haben, um zu lernen, was es bedeutet, ein Katholik zu sein und nach den Geboten Gottes zu leben. Leon hat es in der Kirche gefallen. Es ist sehr schön dort und still. Sogar seine Mitschüler waren an dem Tag still und lieb. Sie schubsten ihn nicht und warfen nichts nach ihm. Brav hörten sie zu, was der Priester über die Kirche, Gott und die Bibel erzählte. Sie erfuhren von ihm auch, was ein Beichtstuhl ist und durften sich kurz hineinsetzen. Leon gefiel es dort drin. Er weiss nicht warum. Der Priester war ein ruhiger Mann mit sanfter Stimme. Als er davon sprach, dass wir in einer Welt von Löwen und Lämmern leben, in der wir die Lämmer beschützen sollten, fasste er Vertrauen zu ihm. Er schien den ganzen Tag Zeit zu haben, um mit den Menschen zu reden und ihnen zuzuhören. Was dieser Mann den ganzen Tag tat, interessierte Leon mehr als Gott.

Nachdem der Ausflug vorbei war und der Lehrer mit der Schulklasse ging, machte Leon ganz langsame Schritte, trödelte und setzte sich heimlich in den Beichtstuhl. In der Hoffnung, dass niemand merkte, dass er fehlte. Das tat auch niemand. Bis auf den Priester, der ihn aber nicht verraten wollte.

Er ging langsam auf den Beichtstuhl zu. Leon hörte seine Schritte und atmete nicht. Der Priester trat hinein und setzte sich auf die andere Seite. Ein dicker, dunkelroter Vorhang hing zwischen ihnen und ein kleines Licht brannte in dem dunklen Raum.

„Du hast Dich also bei Gott zuhause versteckt“, sagte er. Mit seiner freundlichen und sanften Stimme. Leon traute sich noch nicht, etwas zu sagen. Es gefiel ihm aber, dass es da drin angenehm dunkel war, ein Vorhang sie beide trennte und sie dennoch ganz nah beieinander sassen.

„Hast Du Gott schon mal gesehen?“ fragte er schliesslich.

„Ja und nein.“ antwortete der Priester. „Gott sieht man nicht mit den Augen, sondern von innen, weißt Du? Wo unsere Gedanken und Gefühle sind, wo niemand hineinsehen kann. Es ist unsichtbar, wie Gott, aber es ist da. Auch wir, und Gott hat uns ja erschaffen. Verstehst Du?“

„Ja.“ sagte Leon. Für einen Moment bekam er Lust, den dicken Vorhang beiseite zu schieben, aber dann wollte er es doch nicht tun. Es fühlte sich leichter an, mit ihm zu sprechen, wenn er unsichtbar blieb. Vielleicht ist das der Grund, warum noch niemand Gott wirklich gesehen hat, dachte er.

„Willst Du Gott denn sehen?“ fragte plötzlich der Priester.

„Ich weiß nicht. Ich glaube, Gott hat viel zu tun.“ antwortete er. „Ich muss allein klar kommen. Alles, was mir hier fehlt, gibt mir die Fantasie. Nicht jede Fantasie ist schön. Wenn ich aber von innen gut bin, ist auch die Fantasie gut. Das glaube ich. Was ich mir also vorstelle, zeigt mir auch, ob ich in mir drin schön oder hässlich bin. Ich glaube, das ist es, was Gott wissen will, wenn er mal Zeit für mich hat.“

Leon konnte den Priester lächeln hören. „Gott hat immer Zeit für Dich. Warum bist Du hier?“ fragte er.

„Ich will keine Angst mehr haben. Und ich wünsche mir, dass alle schönen Fantasien wahr werden und jeder sie sehen kann. Wie mache ich das?“

„Das höre ich sehr oft. Dafür brauchst Du etwas ganz Bestimmtes, mein Junge. Etwas, das vielen Menschen fehlt.“ sagte die Stimme hinter dem Vorhang.

„Was ist das?“ wollte Leon wissen.

„Glauben.“

„An Gott?“

„An Dich. An das schöne Unsichtbare in Dir, das jeder sehen sollte.“

Das war ein sehr schönes Erlebnis in der Kirche, erinnert sich Leon. Mit diesem Priester zu reden, ohne ihn zu sehen. Als wäre es in seiner Fantasie passiert. Die Stimme des Mannes hatte dann irgendwie ein Gesicht. Ein sehr freundliches, das einen ansieht und sagt: Ich hab Dich sehr lieb. Das hat er sich vorgestellt, als er dem Mann zuhörte. Daran denkt er oft zurück und geht immer wieder mal an dieser Kirche vorbei, wie heute, wenn er sich nicht gut fühlt.

Es ist sehr schwer, das Glauben. Er muss es noch ganz fest üben. Seine schwierigste Hausaufgabe, von der niemand weiß und für die es kein Schulfach gibt. Nur in seiner Fantasie.

Leon biegt jetzt in die Strasse ein, die zu ihm nach Hause führt. Seine Hände umklammern die Schultergurte seines Rucksacks. In Gedanken versinkt er wieder im Unsichtbaren, in einer

schöneren Welt. Je besser er sich fühlt, desto schneller werden seine Schritte. Immer dann, wenn er eine Ahnung davon bekommt, was Glauben bedeutet, welches Glücksgefühl es auslöst, an sich zu glauben. Er läuft jetzt richtig schnell, dass seine Schulsachen im Rucksack durchgeschüttelt werden. Der Fussgängerstreifen, an dem er immer in Ruhe gelassen wird, ist schon in Sichtweite.

Dann aber hört er Gelächter und Laufschriffe, die nach seinem Tempo klingen. Er kennt dieses einstudierte Lachen. Sein Glücksgefühl wird schwächer, aber das will er nicht zulassen. Er will es nie mehr zulassen, dieses Wort, das er immer vergisst – BEEINFLUSSEN – und jetzt rennt er. Seine Mitschüler rennen ihm hinterher. Ihre Stimmen haben ein gemeines Gesicht. Der grösste und stärkste unter ihnen ist ganz dicht an ihm dran. Er versucht Leons Rucksack zu fassen, will ihn greifen, will den Loser wieder fallen sehen. Leon aber fällt nicht. Er rennt schneller, glaubt stärker und sein Glücksgefühl ist wieder da. Zur selben Zeit wie seine Mitschüler. Am selben Ort. Auf dieser Strasse, wo Leon das Rennen gewinnt.

Der Grösste und Stärkste hinter ihm stolpert und fällt. Die anderen bleiben stehen. Leon hört den Schmerzschrei seines Verfolgers. Er blickt kurz zurück und sieht, wie er sich am Knie festhält. Umkreist von den anderen, die sich über ihn beugen. Leon kann nicht mehr stehen bleiben. Seine Beine folgen nicht mehr seinem Willen, sondern seinem Glauben. Und da sieht er ihn, den Fussgängerstreifen unter seinen Schuhen. Er hört eine Frau auf der anderen Seite der Strasse. Sie schreit nach Gott, während er fliegt. Vom Fussgängerstreifen weg auf die Strasse, wo sonst nur Autos fahren. Dort fällt er hin und dreht sich ein paar Mal. Seine Schulsachen werden jetzt noch kräftiger durchgeschüttelt. Ein Auto hat furchtbar laut gequietscht. Jemand steigt aus. Jemand, der laute Schuhe trägt. Alles ist laut.

„Er kam so schnell!“ ruft eine Männerstimme. Dann schreit auch der Mann nach Gott. Das hört Leon jetzt nur noch leise. Alles wird leiser. Das ist ganz angenehm. Es tut ihm auch gar nichts weh. Obwohl da Blut ist an seinem Kopf und auf der Strasse. Tut Blut nicht weh? Er sieht viele Schuhe um ihn herum. Gesichter beugen sich zum ihm runter, die ihn alle lieb zu haben scheinen, sich grosse Sorgen um ihn machen. Er hört aber nicht mehr, was sie sagen. Es wird still und dunkel. Nur für ihn. Er hört und sieht nichts mehr, aber er ist noch da. Ist er doch?

Oder ist es das Ende, wo der Himmel beginnt? Denn er kann plötzlich wieder sehen und hören, aber anders als sonst. Wie in seiner Fantasie. Da sind glückliche Menschen und Tiere. Ein wunderschönes Land, das ihm bekannt vorkommt, aber er weiss nicht woher. Alles ist wie in echt, nur sehr viel heller, grösser und schöner. Es gibt keine Fahrzeuge, keine Maschinen. Die braucht niemand und keiner schleppt irgendwas. Die Luft ist unvorstellbar rein. Sogar kann er sich gar nicht ausdenken! Das muss dieses unsichtbare Land sein, wo Gott wohnt.

Leon ist ganz aufgeregt, kann sich aber noch nicht rühren, nur zuschauen. Mit diesem Glücksgefühl, wie es der Glaube auslöst. Er will sich endlich wieder bewegen, nicht bloss zuschauen. Etwas blockiert ihn noch. Da denkt er an seine Eltern. Oh nein, seine Eltern! Sie werden ganz fürchterlich weinen, ständig diese Musik hören, die alles sagt, was sie nicht sagen, nicht wissen wollen, und die Musik dabei nicht abschalten können. Vielleicht werden sie auch wissen, es sich vorstellen können, dass Leon noch da ist, auch wenn sie ihn nicht mehr sehen.

Ja, das werden sie, weil er es sich jetzt ganz fest so vorstellt und wieder aufsteht, sich wieder bewegen kann. Wie in echt. Als wäre nichts passiert. Seine Schritte werden immer schneller. Er ist jetzt mittendrin, im Himmel, wo bestimmt die Fantasie erfunden wurde, damit es uns nicht fremd ist, wenn wir dort ankommen, um dort zu wohnen. In einer Welt, die letztlich nur einen Gedanken und ein Gefühl entfernt zu sein scheint, in der Löwen und Lämmer miteinander spielen, jeder ein Herz für den anderen hat, wo es keine Uhren gibt, kein Blut und kein Ende.

Das hat mir mein Sohn erzählt. Stell Dir das mal vor! Verstehst Du jetzt, warum ich es Dir erzählen musste? Ich googelte nach seiner Geschichte, die er vielleicht abgekupfert und für sich verändert hat. Ich durchsuchte sein Zimmer, rief sogar in der Schule an, ob so ein Buch oder ein Film vielleicht im Unterricht besprochen wurde. Auch da kam nichts heraus.

Sein Lehrer gab sich stattdessen hoch erfreut über meinen Anruf. Er habe ohnehin schon ein Elterngespräch im Sinn gehabt, das dringend sei. Wie alle Lehrer hat auch dieser den Auftrag, die Kinder auf die Erwachsenenwelt vorzubereiten. Da ist es nur logisch, dass kein Kind irgendwie anders sein darf, dass Kinder und Jugendliche nicht nach Talenten und Bedürfnissen unterrichtet werden, sondern alle *gleich*, damit sie später im Wirtschaftsleben alle *gleich* alles von sich geben – und noch mehr. Ich habe richtig Angst, dass allen Kindern droht, die gleiche langweilige Erwachsenengeschichte zu werden. Die der *Anpassungskünstler – mit einer ausgeprägten Originalitätsimmunität*. Hab ich das gerade gesagt? Das gefällt mir! Wenn ich Zeit habe, bin ich klüger und kreativer als ich dachte ...

Seit dieser Gute-Nacht-Geschichte habe ich das Gegenteil vom Burnout: Ich brenne. In Flammen zu stehen verlangt einem gewaltig was ab, doch tausendmal besser als in Schutt und Asche zu liegen, findest Du nicht? Im Kopf höre ich nun ständig diesen Satz, den ich von einem Menschen mal gehört habe, der wusste, dass er bald sterben wird. *Ich hatte viel zu wenig Zeit für das, was mir wirklich am Herzen liegt. Viel zu viel Zeit ging für Dinge drauf, die ich tun musste.*

Wir sollten mit allen Menschen, die wir lieben, mal für einige Stunden so im Dunkeln sitzen, weisst Du? Es ist absolut denkbar, dass wir, wenn wir Menschen darum bitten, eine Geschichte zu erfinden, die Wahrheit erfahren. Ihre und unsere. Was meinst Du?

„Was ich meine?“ fragt ein älterer Mann, der spätabends in seinem Bett liegt.

„Dass ich noch nie so lange am Stück Deine Stimme gehört habe.“ erwidert er der jungen Frau, die ihm gegenüber in einem Sessel sitzt. „Warum hast Du mir diese Geschichte erzählt? Weil ich alt und krank bin?“

„Du hättest mir in jungen Jahren, in einem gesunden Zustand, nie so lange zugehört.“ sagt sie. Der Mann hebt langsam seinen linken Arm und beugt sich zur Nachttischlampe, die auf der Fensterseite steht und als einzige das Zimmer beleuchtet. Sie sieht noch, wie er auf einen roten Knopf drückt und es schwarz vor ihren Augen wird. Er stösst einen tiefen Seufzer aus und schweigt lange. Sie schweigt mit.

„Stell Dir vor ...“ beginnt er endlich, „... dass ich mir schon Dein ganzes Leben lang gewünscht habe, dass Du mir so viel von Dir erzählst.“ Sie hört ihn tief ein- und ausatmen.

„Das ist die Wahrheit“, sagt er, „während ich alles andere, was Dich betrifft, immer nur erfunden habe, weil Du es nie getan hast.“

Früher hätte sie sich unnahbar gegeben, hätte mit ihrer Antwort geradezu nach ihm geworfen, ihm ihre Unbezwingbarkeit demonstriert. Es ist ihr aber nach all den Jahren egal geworden, ob sie stark oder schwach auf ihn wirkt, glücklich oder traurig. Sie ist ja wie jeder andere Mensch auch: beides zur gleichen Zeit. Ihr gefällt es, auch seine Stimme mal im Dunkeln zu hören. Aus dem Off, als komme sie von einem geheimnisvollen, allwissenden Erzähler, der aussprechen kann, wofür sie beide nie diese private, gemeinsame Sprache hatten. Sie sagt nichts mehr und er bittet sie auch nicht darum. In dieser Stille bleibt sie bei ihm sitzen. Sie geht nicht weg, um nach Luft zu schnappen. In der Dunkelheit dieses Zimmers haben ihr Vater und sie füreinander keine Worte mehr, nur ihre Gesichter, die sie im Licht vielleicht nie gezeigt hätten.